F. Schuppisser 58

Erwin Voellmy:

Skizzen vom Schachkampf der Länder in Prag

11. bis 26. Juli 1931

Verlag von Heinrich Majer, Basel

Erwin Voellmy:

Skizzen vom Schachkampf der Länder in Prag

11. bis 26. Juli 1931

Mit 20 Bildern im Text

*

Verlag von Heinrich Majer, Basel

Allgemeines.

Um den Hamilton Russell-Becher, eine goldene Trophäe, haben dieses Jahr 19 Länder gefochten, und sie haben Mannschaften von nie gesehener Stärke aufgestellt. So entstand ein Kampf, wie ihn die Geschichte des Schachspiels noch nicht gekannt hat, und ein Schachereignis, das sich in diesem Ausmass so bald nicht wiederholen kann. Deshalb scheint es mir, dass neben dem üblichen Kongressbuch und abseits der Berichterstattung der Presse und der Fachzeitungen noch Raum für ein kleines Bändchen bleibe, das in mehr persönlicher Art Eindrücke von diesem grossen Treffen vermittelt, wobei Wort und Bild einander mehr als sonst ergänzen.

Solche Eindrücke zu sammeln, schloss ich mich der schweizerischen Mannschaft an und fuhr nach Prag, der schönen, hunderttürmigen Stadt.

Über eine belebte Strasse, die vom Wenzelplatz ausgeht, war ein farbiges Schriftband ausgespannt, und stolz prangten darauf die Worte: Olympisches Schachturnier. Ein mit soviel Berufsspielern durchsetztes Turnier verdient nun nicht gerade den Namen «olympisch»; dagegen konnte man sich wohl in einen unterirdischen Schacholymp versetzt fühlen, wenn man, zwei Stockwerke unter dem Erdboden, die Arena betrat und so vielen Schachgöttern und Halbgöttern begegnete, ganz zu schweigen von den Göttinen des Damenturniers.

Ein gewaltiges Rund mit Schranken, darüber hängend eine Galerie, überall durch gespannte Seile vor dem Zudrang geschützte Tische, die Mitte dagegen frei, an erhöhtem Tisch die Leitung, überall Landesfahnen und die Namen der Spieler, so sah im Lichte vieler Glühbirnen und Bogenlampen der Zirkus aus, gross nach allen Richtungen, scheinbar taghell, und alles war gediegen eingerichtet dank der Vorsorge der tschechischen Schachfreunde. Ihr Präsident B. Penižka, sein zweites Ich J. Bedrniček, der Schatzmeister J. Vaniček, die Schreiber J. Louma und G. David und der energische Turnierleiter Dr. Vl. Mrazik, sie dürfen auch in diesem engen Rahmen nicht vergessen werden; denn sie haben mit grosser Hingabe und in unermüdlicher Arbeit das Gelingen des Kongresses gesichert.

Das einzig Unvollkommene in der ganzen Einrichtung war die Luft; in einem unterirdischen Saal wird es stets ein Mangel sein. Überall und in allen Sprachen hing die Bitte, nicht zu rauchen; aber die vielen Raucher und Raucherinnen liessen sich dadurch in ihrem selbstsüchtigen Genusse nicht im geringsten stören. Liess aber der Turnierleiter die starken Lüfter sausen, so störte das Geräusch die Spieler. Schade, dass unter den ganz wenigen Grossmeistern, die fehlten, auch Nimzowitsch war: wie würde der gewettert haben! Als wahre Märtyrer sassen und spielten die Teilnehmer in einer gegen Abend immer heisser und drückender werdenden, in einer wirklich dicken Luft.

Dick war die Luft noch in einem andern Sinn für die Spieler. Denn ein jeder stiess auf einen hartnäckigen Widerstand. Auch die grössten kamen nicht ungeschlagen davon; selbst der Weltschachmeister an der Spitze der französischen Mannschaft wollte keine Ausnahme bilden.

Unverdrossen führten sie ihren stummen Kampf während vier Stunden, bei unbeendigter Partie an einem späteren Morgen oder Abend weitere zwei oder drei Stunden, und einzelne liessen sich niemals ablösen (sie hatten das in der Hand, denn jede Mannschaft bestand ans fünf Spielern; nur vier mussten antreten).

Dicke Luft gab es auch für den Schreiber, der für seinen Tagesbericht die Ergebnisse vermerken und mit dem Stift auf Beute ausziehen musste. Das war oft schwierig. Menschenmauern umsäumten die Plätze der Grossen und der einheimischen Mannschaften (aus diesem Grunde habe ich die tschechischen Spieler nie recht zu fassen bekommen). Ausserdem liebe ich es, die Köpfe unbeobachtet aufzunehmen; denn der Ausdruck bleibt natürlicher, wenn die Dargestellten nichts von der Aufnahme wissen; fast jeder posiert unbewusst, wenn er sich aufgenommen sieht. Deshalb die vielen Seitenansichten bei den nun folgenden Köpfen.

Meine Ernte war reich, zumal ich in einigen Fällen, bei meinen Landsleuten nämlich, noch photographische Aufnahmen im Freien hinzufügen und benützen konnte; im Saal selber misslang mir das Photographieren. Die dazu Berufenen brauchten Blitzlicht und langes Belichten; man kann feststellen, dass trotzdem ihre Bilder nicht immer sehr gelungen und nicht einmal immer ähnlich sind, ganz abgesehen vom Ausdruck.

Die hier gebotene Auswahl wirkt willkürlich, und sie ist es auch. Bei einigen Köpfen erwies sich die Übersetzung aus der Bleistiftskizze in die gebotene Federzeichnung als undankbar, andere fielen der Raumbeschränkung zum Opfer, wiederum andere erwischte ich nie; endlich wird man es mir verzeihen, dass ich meine mitspielenden Landsleute vollzählig aufrücken lasse.

Das besonders Reizvolle an einem solchen Schachturnier besteht in dem Völkergewimmel mit der ungeahnten Verschiedenheit der Einzelnen; das möchte ich den geneigten Leser und Betrachter mitempfinden lassen!

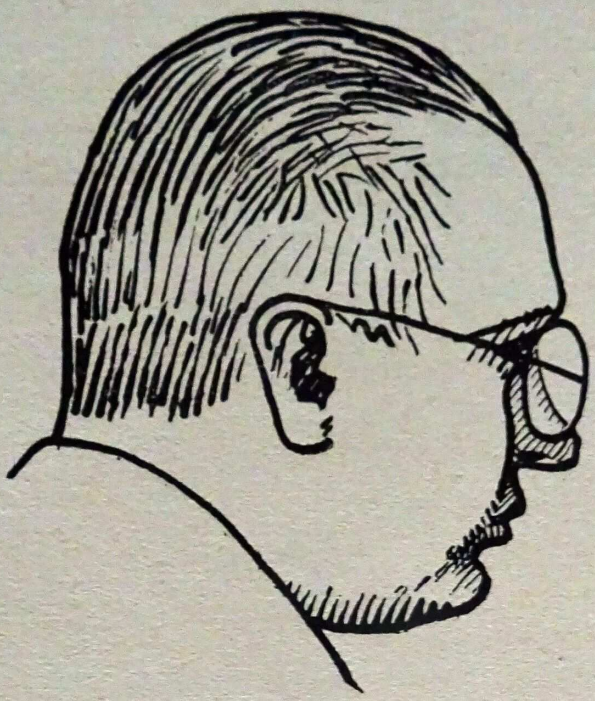


Köpfe.

Im Damenturnier um die Weltmeisterschaft hat nun Fräulein Vera Menschik zum drittenmal ihr überlegenes Können bewiesen: sie überragt durch ihr Schachkönnen alle Mitbewerberinnen und besitzt Meisterstärke. Fräulein Menschik fasst das Schach vollkommen wissenschaftlich auf und könnte darin 99 Prozent der schachspielenden Männer als Vorbild dienen. Daneben erfreut sich das Dickerchen in Prag besonderer Zuneigung; denn «Menschikova» ist Tschechin, wenn sie schon in England aufgewachsen ist; um ihre schachliche Ausbildung hat sich der Meister Maroczy aus Ungarn am meisten be-

müht; schade, dass er den Triumph seiner Schülerin diesmal nicht mit ansehen konnte.

Weshalb haben übrigens alle Damen im Hut gespielt? Ich habe noch eine Skizze aufzuweisen; aber ich unterdrücke sie, um nicht boshafter zu scheinen, als ich bin.



Der Weltschachmeister Dr. Alexander Aljechin oder Alekhine hat diesmal seine Mitwirkung viel ernster genommen als in Hamburg 1930. Dort spielte er nur einige wenige Partien; heuer gehörte er zu den wenigen, die sich nie ablösen liessen; er wollte durchhalten, bis seine Mannschaft ihre 50 Prozent erreicht hätte. Für seinen tiefen und durchgeistigten Stil bedeuteten aber zwei Partien im Tag eine grosse Belastung, und er suchte sich dieser zu entziehen, indem er etwa in der einen davon einem frühen Remis zusteuerte. Auch dieser höchste unter den Bewohnern des Schacholymps ist eben ein Mensch.

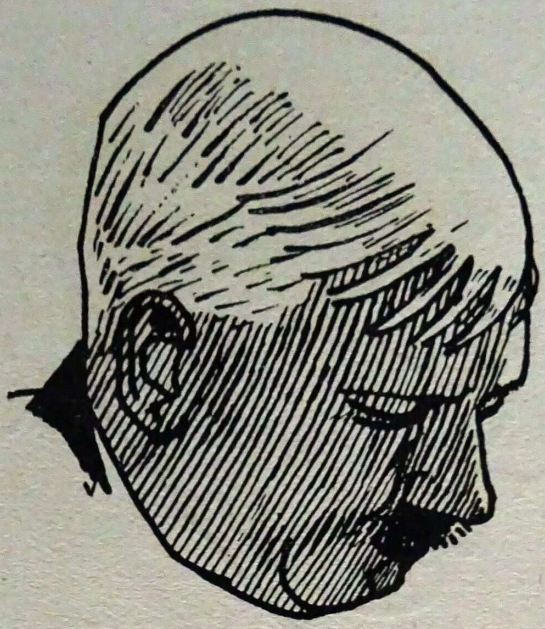
Eigentlich sollte Dr. Aljechin an der Spitze einer russischen Mannschaft stehen; aber das Unglück seines Vaterlandes hat ihn nach Frankreich verschlagen, und er

hat sich dort eingebürgert. Seine jetzigen Landsleute, Gromer, Kahn, Betbeder und Duchamp, hat er als ihr «Kapitän» gewissenhaft betreut, und wenn alle abgebrochenen Partien nach seinen Untersuchungen verlaufen wären, hätte Frankreich noch manchen schönen Punkt gewonnen.



Am ersten Brett der Vereinigten Staaten spielte nicht ihr Champion, sondern Isaak K a s h d a n. Der knabenhaft aussehende, junge Mann ist erst seit einem Jahre Berufsspieler; vorher war er Börsenmakler; seine Stelle hat er durch die amerikanische Krise verloren.

Wirkt der Beruf auf den schachlichen Stil ein? Mir scheint es so. Kashdans Stil enthält sehr viel Spekulation, und zwar spekuliert Kashdan auf die mangelhafte Taktik seiner Gegner, da er selbst ein grosser und ganz sicherer Taktiker ist. Ich habe das übrigens schon vor vier Jahren irgendwo behauptet und zu belegen gesucht, als man den Namen Kashdan noch nicht so häufig hörte. Was grosser Schachstil bedeutet, das konnte man in diesem Turnier bei Dr. Aljechin, Rubinstein, Dr. Vidmar sehen, aber nicht bei Kashdan. Wenn dieser so erfolgreiche junge Spieler sich auch noch strategisch in die Höhe arbeitet, dann erst kann er nach dem Weltmeistertitel greifen.



Nach dem schwarzen Haar das weisse! Sir George Thomas fällt durch sein Silberhaar sofort auf, obwohl er keineswegs der älteste Turnierteilnehmer ist. Er spielte an Englands drittem Brett als Führer der britischen Mannschaft.

Ohne dass er es weiss, war der vornehme Lord seinerzeit ein Streitgegenstand in vielen Erörterungen über das Berufsspielertum. Seine Mittel gestatten es ihm, die Zeit zwischen Tennis und Schach nach Belieben zu teilen. Ist er nun Professionel oder Amateur? Nach der ganz strengen britischen Auffassung das erstere; denn er hat Preise nicht nur erfochten, sondern auch angenommen! Aber nach dieser Auffassung wäre jeder stärkere Schachfreund, der schon einmal in einem Blitzturnier einen Preis entgegengenommen hat, ein Berufsspieler, und die Amateurklasse würde sich nur aus jenen Erfolglosen bilden, die niemals einen Preis erstritten. Besser darum: das Thema fiel aus

Abschied und Traktanden, und die Schachspieler halten an der schwierigen Unterscheidung nicht mehr fest. Sie nützt auch nichts: im Haag 1928 haben am «olympischen Schachturnier» nicht wenige Berufsspieler als angebliche Amateure mitgekämpft.



Hollands unbestrittener Vorkämpfer, Dr. M. Euwe, war abgehalten: Capablanca hatte einen Match mit ihm absichtlich gerade auf diese Zeit verlegt. Das einzige greifbare Ergebnis war eine Schädigung der Holländer, die ihren Euwe eben noch nicht entbehren können.

An Euwes Platz stritt indessen wacker und stets neue Kräfte aus seiner Zigarre ziehend, der hervorragende Problemkomponist W e e n i n k. Ihm liegen besonders die Feinheiten des Endspiels und die Mattkombination; da gerät er in sein ureigenes Gebiet, und da war er auch diesmal ein besonders gefährlicher Gegner — trotz der sanften Rundung seines Schädels, der Wangen und des «holländischen Doppelkinns».



Im Gewimmel des Prager Länderwettkampfes musste einem jeden Besucher ein bronzefarbiger junger Mann auffallen, nicht eben gross, zwar breit in den Schultern, sonst aber feingliedrig. Er schlenderte leise herum, alles Schachliche rasch in sich aufnehmend, oder er sass hinter seinem Brett beschaulich, mit der ganzen Geduld eines Fakirs. S. Khan war noch vor wenigen Jahren unbekannt; ein indischer Oberst hat den vielversprechenden Schachspieler entdeckt und aus seinem Dorf zur Stadt, aus der Stadt nach London gezogen. Dort gewann er bald darauf die britische Vorkämpferschaft, und wie schon vor einem Jahr in Hamburg spielte er in Prag am ersten englischen Brett. Seither hat er die ihm vorher fremden Eröffnungen noch besser beherrschen gelernt; taktisch hat er kaum mehr viel zu lernen. Einen Wettkampf gegen

Dr. Tartakower hat er schon gewonnen; hoffentlich wird man ihn bald gegen andere Grossmeister in Arbeit sehen; befähigter als selbst Kashdan, darf er nach jedem Ziele greifen.

Dem alten indischen Schach gehörte die Rochade nicht an. Rührt es daher, dass Khan die Rochade so oft unterlässt! Sein König bleibt in der Mitte stehen oder verbirgt sich mit einem Schritt zwischen den Bauern, während am Flügel ein scharfer Angriff auf die gegnerische Rochadestellung tobt. Dieser kühnen Strategie hat der Inder vielen Erfolg zu danken.

Einige der jungen Talente Europas und Amerikas könnten von dem Inder ausser dem Schachspiel noch ein ruhiges und bescheidenes Auftreten lernen!



Der polnische Grossmeister Akiba Rubinstein wird wohl manchem Zuschauer als taubstumm erscheinen. Aber auch andere Eigenschaften fallen an ihm auf. So in das Spiel versenkt, wie ihn meine Skizze darstellt, sieht man ihn nicht lange. Sobald Rubinstein seinen Zug ausgeführt hat, begibt er sich vom Brett weg, «um seinen Gegner nicht zu stören». In einer Ecke sitzend, verarbeitet er die Partie weiter vor seinem geistigen Auge, und er sieht ganz anderes, als was das Brett bietet: er blickt bis in die geheimnisvollen Tiefen des Endspiels, das sich ergeben wird, wenn einmal die schweren Figuren samt der Dame abgetauscht sind, und er weiss, wie dieses Endspiel verlaufen wird. Ein Zuschauer winkt ihm: der Gegner hat gezogen. Rascher, als man es dem schweren Mann zu-

trauen würde, setzt er sich wieder ans Brett, überlegt kurz, zieht eine Figur, und weg ist er. Nicht einmal in Zeitnot unterliess er dieses Weggehen. Seinem weitsichtigen und wissenschaftlichen Spiel unterlag auch Kashdan.

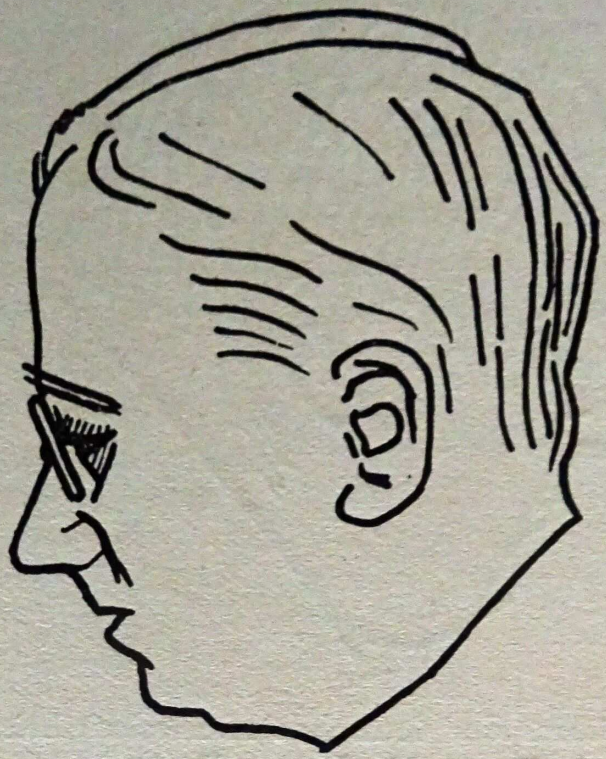
In irgend einem Zusammenhang psychologischer Art mit der unfasslichen Tiefe seines Spiels steht die Tatsache, dass Rubinstein von Zeit zu Zeit etwas ganz Naheliegendes übersieht und einen ebenfalls kaum fasslichen groben Fehler begeht. Das drückt ihn dann nieder und schädigt seinen Erfolg nicht bloss um einen Punkt. Trotzdem muss er als ein Klassiker des Schachs gelten, kaum erreichbar in der Meisterschaft, aus einem winzigen Stellungsunterschied in unmerklicher Weise einen grossen Vorteil und aus diesem den Gewinn zu ziehen.



Der Führer der deutschen Mannschaft heisst Gottlieb, auf russisch B o g o l j u b o w. Er ist genau soviel und aus dem gleichen Grunde Deutscher, wie Dr. Aljechin Franzose ist. Noch zwei russische Emigranten, wie Dr. O. Bernstein und Snosko-Borowski, und man hätte eine unüberwindliche russische Mannschaft bilden können!

Aber auch als deutsche Eiche (grün gestrichen) nimmt sich Bogoljubow nicht übel aus. Sein bärenhaftes Aussehen täuscht! Übrigens ist der Bär nicht nur ein starkes, sondern auch ein behendes Tier. Ähnliche Eigenschaften entfaltet Bogoljubow im Spiel. Erst legt er es auf Position an, wie es sich für einen Grossmeister schickt; geht es aber nicht gut oder verleidet es ihm, dann kehrt er flink den alten Haudegen heraus und überfällt seinen Gegner mit taktischen Witzen ohne Ende.

Um die andern Teutonen war dieser Wotansenkel väterlich und rührend besorgt; er liess es weder an Analysen, noch an kräftigem Zuspruch fehlen.

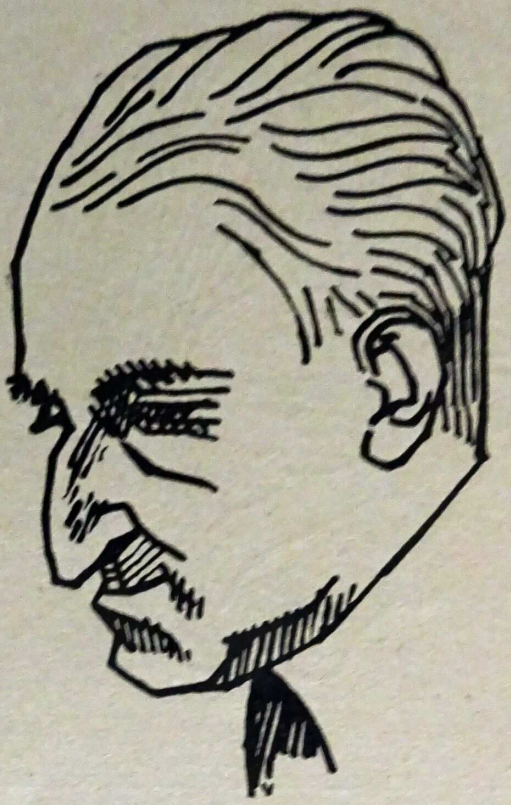


Heinrich W a g n e r war es, der von Bogoljubow solch eine schöne Ermahnung zu hören bekam. Seines Zeichens Mathematiklehrer, kämpft er, wie es zu seinem Beruf am besten passt, logisch und ehrlich um den Gewinn, ohne Verlust, aber mit manchem halben Punkt heimkehrend; denn er verschmäht das Abenteuer wie alles dem Zufall Überlassene.

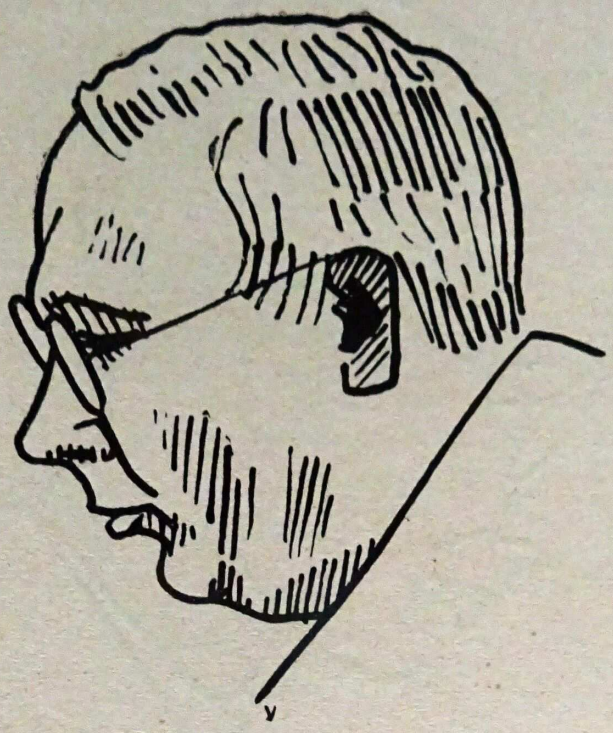
Aber das war dem Kapitän zu wenig, zumal die Amerikaner mit ihrem keineswegs so stichhaltigen Spiel Punkt auf Punkt häuften; deshalb drang er in Wagner: «Ssspielen Sie doch nicht immer Ihren Beamtenssstil; Scharfrichterssstil müssen Sie ssspielen!» Ob es geholfen hat, weiss ich nicht; aber wahr ist es jedenfalls, da es mir Wagner selbst erzählt hat.



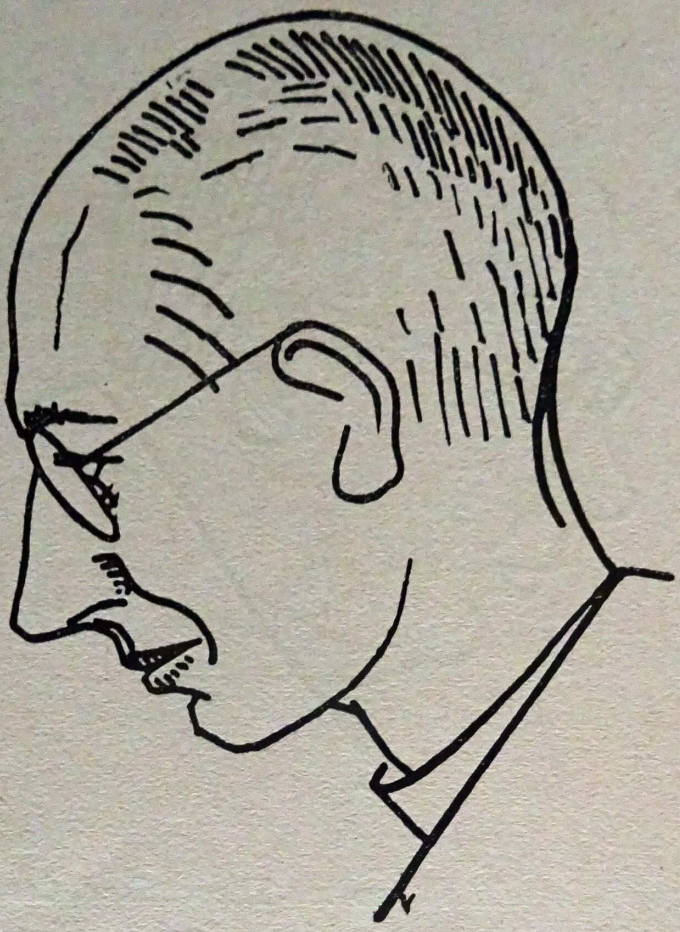
Ein zweiter von diesen Schutzbefohlenen, A h u e s, hat gleich Bogoljubow stark gewirkt und gewütet, obwohl in einem ganz anderen Stil: zurückhaltend, aber wissenschaftlich und nur aggressiv, wenn es sich lohnte. Liegt in dem scharf geschnittenen Gesicht auch dieser Stil mit ausgesprochen? Mir schien es immer so. — Ahues bearbeitet seine Partien fleissig für deutsche Schachspalten, und aus seinen gelehrten Anmerkungen geht dann hervor, wie gründlich und tief er die Partien während des Spiels durchdacht hat. Dem ist nicht überall so; denn Ahues hat sich vom Kaffeehausspieler zum grossen Meister entwickelt, wo es andere bloss zum Routinier gebracht haben.



Noch schreibt sich Frank Marshall zu Recht Chess Champion United States of America. Sein nicht durchweg einwandfreier, aber schneidiger Stil macht immer noch Eindruck, wenn auch nicht auf alle Gegner (z. B. nicht auf Zimmermann). Am Schlussbankett hielt Marshall sogar eine Rede. An unserem Tischplatz hat man davon verstanden: Ladies and gentlemen, — America — pleasure — I am sure — noble game of chess — America — come again — I am sure — America — chess games — America — Hamilton Russel cup — I am sure — pleasure usw. Daher wissen wir nun, dass der Hamilton Russel-Becher lange in Amerika bleiben soll, und dass es schwer halten wird, ihn ostwärts über das Meer zu schaffen.



K m o c h ist ein so grosser Theoretiker, dass er nach fünfzehn Zügen immer schlecht steht. Diese Bosheit stammt natürlich aus der österreichischen Mannschaft selber. Über Kmoch sind seine Landsleute aus einem merkwürdigen Grunde so erbost; sein Vergehen besteht darin, dass er in ganz verlorenen Stellungen eine wunderbare Kraft entwickelt und seinen Gegnern zum mindesten entkommt. Das ist doch nichts Schlimmes. Ja, aber Kmoch sollte i m m e r so gut spielen!

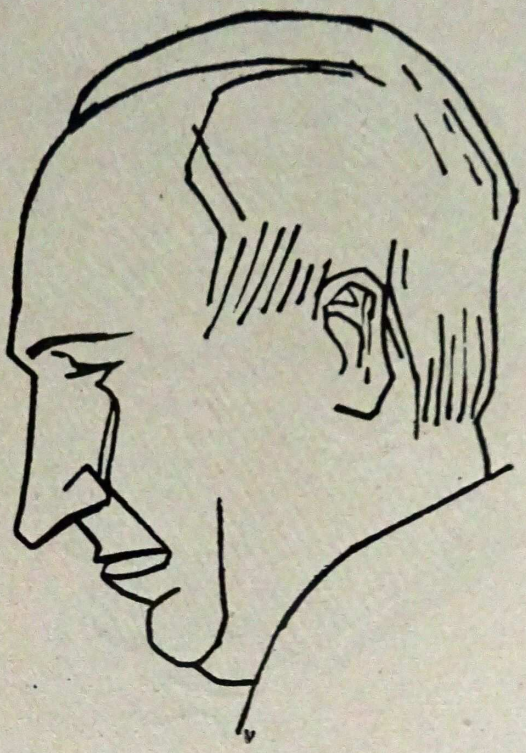


Bei dem lettischen Vorkämpfer M a t t i s o n herrscht die Länge vor und nicht die Breite: seine Nase ist lang (das weiss jeder), seine Beine sind lang (das wissen seine Tischnachbarn), vor allem aber lang sind seine Kombinationen (das erfahren seine Gegner). So hätte Vidmar es sich nicht träumen lassen, dass ihm Mattison mit zwei Springern die Dame mitten auf dem vollen Brett abfangen würde; Rubinstein übersah ein gewisses kleines Opfer; hingegen brachte sich der Weltschachmeister in der Partie, die er gegen Mattison verlor, selber um. Lange Kombinationen liefern Mattison auch zu seinen schönen Endspielstudien den Gegenstand.



Der Laibacher Professor, Universitätsrektor und Industrielle Dr. Vidmar hat dem Turnier durch sein Kommen eine grosse Ehre erwiesen; denn seine sonstigen Beschäftigungen sind wichtiger als das Schachspiel. Doch liebt er es, seine wissenschaftliche Denkweise auch auf das Schach anzuwenden; in seinem Stil steht er daher Rubinstein nahe, und in der Genauigkeit seines Spiels ist er schwer zu übertreffen. Dem Betrachter fällt zuerst ein mächtiger Schädel auf (nötig für ein Gehirn von solchen Kapazitäten), dann das fein gemeisselte Gesicht mit einem skeptischen Zug. Wahrscheinlich glaubt Vidmar nicht alles, was seine Gegner mit ihren Figurenbewegungen behaupten. Auch an Dr. Em. Lasker kennt man diesen ungläubigen Ausdruck.

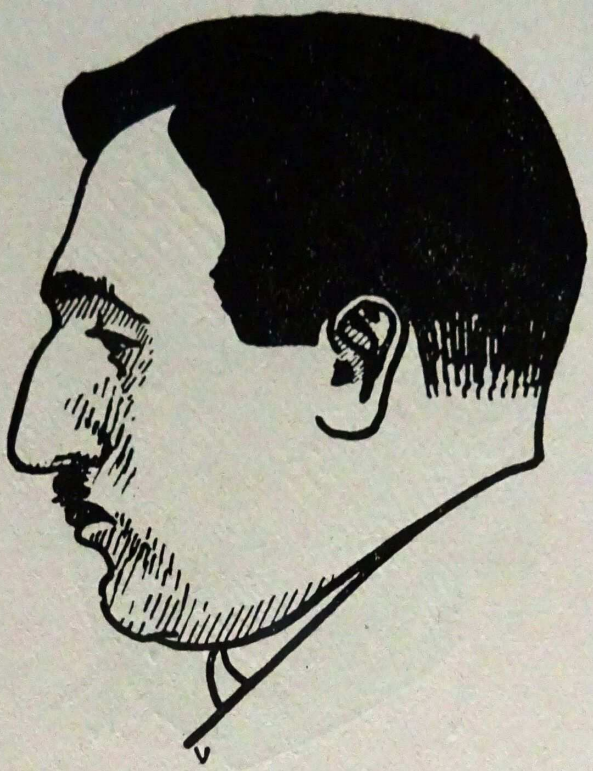
Eine tschechische und darum unverdächtige Zeitung hat es an den Tag gebracht, dass die jugoslavische Mannschaft sich nur auf deutsch verständigen konnte: Dr. Vidmar und Pirc sind Slovenen, Kostitsch ist Serbe, Dr. Asztalos und König sind Ungaren, der letzte natürlich mehr ein Kind Wiens als der Pusst.



Dass Spaniens Mannschaft in der Rangliste den letzten Platz einnimmt, fällt dem Vorkämpfer G o l m a y o nicht zur Last. Der Schachpartner des ehemaligen Königs spielt einen scharfen und glänzenden Stil; er hat auch den grossen Meistern standgehalten. Gegen früher aber scheint er nervös geworden zu sein; um seine Lippen zuckt es beständig, und wenn man genau zusieht, ist das halbe Gesicht in Bewegung. Meine Skizze möge darum als eine Momentaufnahme beurteilt werden.



Unter meinen Landsleuten spielte Hans Johner nicht nur die erste Geige, sondern auch die schwierigste Rolle; denn er bekam es mit lauter Grössen zu tun. Nur eine davon, Grünfeld, liess sich ablösen, aber durch keinen Geringeren als Spielmann! Die Einsen liessen sich deshalb selten sehen. Aber der kluge Hans ertrug es mit Humor und zwackte auch den Grossen etwas ab: er gewann gegen Rubinstein, hielt unentschieden gegen Spielmann, Mattison, Flohr; er schlug in einer schönen Partie den litauischen Vorkämpfer Mikenas, der als die Entdeckung des Turniers bezeichnet worden war, und andere mehr. Die schweizerische Mannschaft hielt er gut beisammen, was bei so verschiedenen Köpfen nicht einfach war. Darf ich noch einen Scherz dem raschen Atem der Tagepresse entreissen? Den besten Appetit entwickelte Johner, nachdem er «weenink« gegessen hatte.



Wie alle Mediziner wissen, gibt es in der Schweiz einen Blut- und einen Hautnaegeli. Mit der medizinischen Erklärung will ich den Leser nicht behelligen. O s c a r N a e g e l i ist der zweite. Seine Gegner dürfen sich keine Blösse geben, sonst kommt er ihnen auf die Haut, bestrahlt sie mit unheimlicher Energie und legt ihnen die Rechnung vor; als Dermatologe versteht er sich auf alle diese Dinge. Wenn er diesmal etwas weniger als sonst wütete, so begreift sich das aus demselben Grunde wie bei Johner; er löste diesen übrigens dreimal ab und zählte deswegen Kashdan, Andersen und Stahlberg zu seinen Gegnern. Ausserdem litt er an einer Angina, bei der schlechten Luft nur zu verständlich.

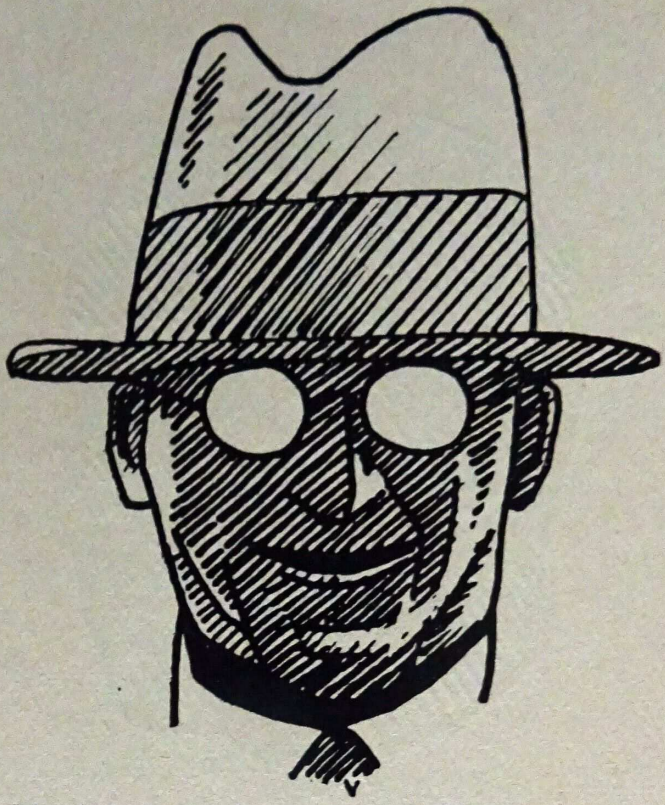


Wie in London 1927 hat Otto Zimmermann wiederum den besten Erfolg unter den Schweizern erzielt, wenn man schon den Vorgenannten anrechnen muss, dass sie schwierigere Gegner hatten; aber auch er spielte sechsmal am zweiten Brett (wenn Johner oder Naegeli abzulösen war).

So bekam er es z. B. auch mit dem U. S. A. Champion Marshall zu tun; dieser wurde bald ungeduldig, opferte Bauern gegen eine Qualität, erlangte aber keinen Angriff und verlor. Die Spielauffassungen dieser zwei Gegner sind so verschieden wie Feuer und Wasser. Kommen solche zwei Spieler zusammen, so zischt es. Leider musste Zimmermann wegen seines kurzen Urlaubes vor der Zeit abreisen. Schade! Er hätte seinen Stand und den der Schweiz noch verbessern können; der elfte Rang war anstelle des zwölften noch zu erreichen.



Wie ein echtes Erzeugnis der weltberühmten Brienzer Holzschnitzerkunst stellt sich hier Walter Michel vor. Ebenso bodenständig erscheint sein schachlicher Stil; aber er hat ihn zu Berlin, als er dort Mathemitik studierte, verfeinert und seither in manchem Kampf erprobt. An seiner Festigkeit ist wieder mancher Angriff gescheitert, und manchen Gegner hat er auch mit scharfem Ringergriff zu Boden gedrückt; schwierige Spiele genug hat er zum Ausgleich geführt. So gegen Duchamp, an den er nach vierstündigem Kampf einen Bauern verloren hatte. Mit vielen Dauerschachdrohungen gewann er in der sechsten Stunde den Bauern zurück, und das Remis wurde unvermeidlich. Doch der junge Franzose spielte weiter. Da war es nun köstlich zu sehen, wie Michel ihn ganz nebenbei und nur zu einer Mundecke heraus fragte: «Wollen Sie gewinnen?» Duchamp sprang auf, suchte seinen Kapitän und kam zurück mit dem Bescheid, dass Aljechin das Remis bewilligt habe.



Obwohl Michel als fünfter und William Rivier als vierter Mann zählte, habe ich hier unsern Freund mit dem unvermeidlichen Hut für den Schluss aufgespart; er wäre mir sonst aus der Reihe gefallen. Denn dieser Hut ist hauptsächlich schuld daran, dass ich ihn nie gut vor den Apparat bekam. Nun geschieht ihm recht: er ist unterbelichtet!

Rivier führt noch immer eine feine Klinge, und es wäre ungerecht, ihn allein nach seinem zahlenmässigen Ergebnis zu beurteilen; er hatte sehr scharfe Angriffe auszuhalten und wusste sie fast alle zu bannen; die gefährlichsten lenkte er in das Fahrwasser eines Remisendspiels, zuweilen auf sehr geistreiche Weise.

Mit Absicht bringe ich in diesem Bändchen keine Schachpartien: es soll der reinen Unterhaltung dienen. Sein Zweck ist erfüllt, wenn es mir gelungen ist, das Volk der Schachspieler dem Leser näherzubringen, sei er nun selber Schachfreund oder nicht.